

Des Hauses Stolz.

Roman von M. Lorenz.

(11. Fortsetzung und Schluss).

Das alte Tier wuschelte auf, als habe es alles verstanden, und sah seinen jungen Herrn dann mit den alten, trübigen Augen jählich an. Ernst Fidus ging in der Stube auf und ab, er war so erregt durch die beiden guten Botschaften, daß er noch keine Ruhe finden konnte. Wen war sonst immer, auch in der Stube, hinter ihm her getrottelt, heute blieb er still in der Sofaede liegen, der Oberleutnant beachtete es nicht weiter, weil seine Gedanken in aller Welt spazieren flogen.

Dann setzte er sich an den Schreibtisch und begann an Jella und Udo zu schreiben, herzlich, brüderlich, mit all der lang zurückgedrängten Wärme, die nun sein glückliches Herz überwallen machte.

Da hörte er ein leises Stöhnen in der Sofaede, er eilte zu dem treuen Kameraden seiner bittersten Jahre. Der alte Hund hatte sich lang ausgestreckt; als Ernst Fidus ihn streichelte, zuckte es wie ein elektrischer Schlag durch das weiche Fell — dann hob er den Kopf, sah seinen Herrn aus den treuen Augen wie abschiednehmend an, streckte sich noch einmal lang aus — und Wen war seinem blinden, alten Herrn John Hillins nachgefolgt — ins Grab.

Als Osterwig erkannte, daß es aus sei, daß dieser letzte Zeuge einer Zeit, die die traurigste seines Lebens gewesen, von ihm gegangen war, strich er leise über das Haar des treuen Hundes und legte ihn dann, wie sonst so oft, in seinen Korb in der Ofene. — Er deckte ein altes Stück Tuch über den Kopf und setzte sich dann wieder in seine Sofaede, aber sie schien ihm kalt und ungemütlich, die Lampe brannte trübe, draußen heulte der Novembersturm . . . und in der ferne Landen jetzt wohl zwei glückliche Hand in Hand in der großen Wohnstube zu Edelleuten . . . Jella und Udo!

An anderer Tage kam seine Vergebung heraus — Er hatte hier nun nichts mehr zu tun, er gab ein Urlaubsgesuch auf sechs Wochen ein, denn am 1. Januar begann ja erst sein Kommando in Berlin.

Anfanglos erhielt er den Urlaub, packte seinen Koffer — und fuhr, ohne von jemand anders als dem Obersten und seiner Familie sich zu verabschieden, Tag und Nacht und wieder eine Nacht vom Rhein hinauf nach Kujavien und stand am dritten Tage nach Empfang von Jellas Brief selber vor ihr.

Die Freude und Ueberraschung war allseitig groß in Edelheimen, das er seit seinen Kinderjahren kaum einmal städtisch besucht hatte. Das Wiedersehen mit Bessie, der es immer so gut mit ihm gemeint hatte, ergriff Ernst tief.

Nach Tische, als Jella die Großmama in ihr Zimmer gebracht hatte und ihr gewohnterweise die Zeitung vorlesen mußte, sahen die beiden Herren allein im Rauchzimmer.

Da legte Udo seine Hand auf des neuen Schwagers Arm:

„Ernst Fidus, nun bist du frei!“ sagte er. „Nun kannst du doch noch deiner Kunst leben, kannst dich betätigen, kannst!“

„Nein, mein guter Udo,“ sagte Osterwig sehr ernst, „jetzt ist es zu spät! Wenn ich jetzt das ergreifen wollte, was vor sechs Jahren mein ganzes Glück gewesen, ich könnte es nicht mehr. Ich bin alt geworden, und 27 Jahre in einer Gemeinschaft gelebt zu haben, in welcher neben aller Zucht und Selbstkontrolle die eiserne Disziplin herrscht und neben dem Luxus und der geselligen Eleganz die größte Einfachheit gefordert wird, heißt, daß man nicht mehr mit Genauigkeit der Schöne verfallen kann, der man sich preisgeben muß, wenn man ohne die nötige akademische und fachliche Ausbildung die Bühne betreten will. Außerdem . . . du weißt, was aus einem Organ wird, wenn man sieben Jahre kommandieren muß — nein, nein, Freund,“ Ernst Fidus sah ihm ernst und treu in die Augen, „das ist vorbei, das muß vorbei sein . . . aber ich kann nun wieder mal ein Schauspiel leben, eine Oper hören . . . und das ist wahrlich nach sechs Jahren der Unterbrechung eine große Gnade!“

Udo konnte dem jungen Offizier nur bestimmen, daß er nun nicht mehr daran denken wollte, auf die Bühne zu gehen.

Aber am Abend sah Udo am Klavier und begleitete den Schwager zu Beethovens „An die ferne Geliebte“.

Und wie er sang, die alten, vergessenen erlöschten wieder, die Töne, die er einst an Anne von Hochwerts Seite gefungen, da stand ihr lieblich, mädchenhaftes Bild wie in einer Phantasie vor ihm, und er wachte, er stand auch hier am Ende einer langen, bitteren Prüfungszeit.

In Berlin begann der Oberleutnant seine Tätigkeit in der russischen Abteilung. Er hatte eine Wohnung in der Nähe der Dönhofsplatz genommen, und wenn der hässliche Kreis

bei denen auch ganz verändert und zusammengeschmolzen war, so daß bloß der Forst und Frau Schlie noch daheim weilten, so war es für Ernst Fidus doch ein entzückendes Gefühl, hier kommen und gehen zu dürfen wie ein Kind vom Hause. Frau Schlie und er verstanden sich wie Mutter und Sohn und dabei wie intime Freunde, die kein Geheimnis voneinander haben. Der Forst hatte den jungen Mann immer sehr lieb gehabt und freute sich aufrichtig der neugeknüpften Beziehungen.

Im Frühjahr wurden Veruns aus Italien zurück erwartet; die beiden Jungens von Frau Schlie waren so lange Gäste im forstlichen Hause. Ernst zählte zwei, Luz ein Jahr. Trotzdem sie also noch Babys waren, verstand der neue Onkel, sich mit ihnen zu unterhalten. Schlie meinte oft, es sei eine Kinderstube an ihm verloren.

Das Beste von allem aber war, daß sie nun wieder miteinander musizierten, daß Frau Schlie mit seinem Verständnis die Konzerte und Opern auswählte, die er besuchen sollte, und wohin sie ihn gerne führte. So verlief der erste Winter für den neugeborenen Generalstabler, angenehm wie ein schöner Traum.

Nur kurze Wochen trennten ihn noch von dem Wiedersehen mit Anne und Hilbe, die beide das Osterfest im Elternhaus verleben wollten. Die beiden Kleinen wurden aus Meieritz, wo sie bei dem alten, braven Direktor Schröder in Pension waren, erwartet, und fast hoffte Frau Schlie, auch ihren Forstreferendar, Karl, zu Hause sehen zu können.

Es war ein schöner, klarer März morgen! Ernst Fidus sah auf seinem Arbeitszimmer im Großen Generalstabsgebäude am Königsplatz, als ein Schreiber hereinkam und ihm den Befehl überbrachte, sofort zum Abteilungschef Obersten v. Keller zu kommen.

Als er bei dem Vorgesetzten eintrat, rief ihm dieser schon entgegen: „Hören Sie mal, Herr von Osterwig, Sie sind also, wie ich erfahren habe, des Russischen in Wort und Schrift vollkommen mächtig?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“ Ernst Fidus schlug die Haden zusammen und richtete sich höher auf.

Der Vorgesetzte musterte ihn mit befriedigten Blicken.

„Sie sehen gut aus, Osterwig; Sie sprechen Russisch, und soviel mir bekannt, hält Sie hier nichts Beförderliches am grünen Strand der Spree — oder doch?“

Osterwig verbeugte sich. „Zu Befehl, Herr Oberst!“ sagte er. „Nun, um so besser, versetzte Herr von Keller. Wir müssen nämlich einen zuverlässigen Herrn haben, den wir mit einer geheimen Mission nach St. Petersburg schicken können, an unseren Militärbevollmächtigten dort, einen Mann, der gut Russisch kann, und da er wahrscheinlich am Zarenhofe empfangen werden wird, auch einen Mann von gutem Aussehen und höflich sicheren Manieren; das alles vereinigt sich in Ihnen, Herr Oberleutnant. Also machen Sie sich zur Reise bereit und richten Sie sich ein, mindestens ein Jahr in Russland zu bleiben, da man dort weitere Aufträge für Sie haben wird. Ihre Instruktion erhalten Sie morgen früh acht Uhr hier bei mir; bis dahin müssen Sie reisefertig und mit Paß versehen sein; Reisegelb und die Espesen, die für die ersten Tage nötig sind, liegen bereit!“

Ernst Fidus war so überrascht von der großen Auszeichnung, die in dieser Mission lag, daß er zuerst ganz stumm geworden war; dann aber dankte er seinem Chef, der aber abwinkte und ihm nur noch einschärfte, das Ziel seiner Reise geheimzuhalten, auch den nächsten Angehörigen gegenüber, und sich etwaige Briefe durch den Generalstab nachsenden zu lassen.

So war das Wiedersehen mit Anne wieder ins Ungeheuer verschoben, und Frau Schlie hatte sich vergeblich auf das Osterfest mit all ihren Kindern gefreut, zu denen sie von früher her doch Ernst Fidus auch immer gerechnet hatte.

Er ging, als er alles gepackt, die Wohnung gefündigt und den Paß vom Auswärtigen Amt geholt hatte, zu Hochwerts und sagte Lebewohl. Frau Schlie war tief betrübt, und nur der Gedanke, ein Jahr werde ja auch vergehen, gab ihr die alte sichere und friedensvolle Ruhe wieder.

„Wenn nicht anders, so muß Anne in Petersburg ein Konzert geben,“ dachte sie, als der junge Offizier gegangen war, „denn der ewigen Quälerei zwischen den beiden muß endlich ein Ende so oder so gemacht werden. Sechsunhalbzig Jahre haben sie sich nicht gesehen, Anne ist fünfundsiebenzig Jahre alt — es wird Zeit . . . und wenn sie sich dann nicht mehr mögen . . . nun, dann ist es eben erst recht Zeit.“

So dampfte Ernst Fidus von Osterwig die Nacht hindurch und die Hälfte des folgenden Tages noch, der russischen Grenze entgegen. In Wittenberg war ein längerer Aufenthalt, und er blieb aus, um das Rittergutsbesitzer, das er sich bestellt hatte,

im Wartesaal erster Klasse einzunehmen.

In dem großen Saale drängte sich eine bunte Menge. Vornehme Reisende aller Länder, zum Teil in malerischen Trachten, hatten an den Tischen Platz genommen und nahmen ihre Mahlzeit ein.

Als Osterwig sich einen Tisch gewählt hatte, sah er, daß zwei Ruverts daran belegt waren.

Raum war ihm die dampfende Suppe serviert worden, als ein alter Herr in Zivil und eine junge Dame, außerordentlich einfach, aber kostbar gekleidet, hereintamen und die belegten Plätze einnahmen. Ernst Fidus zuckte zusammen, und die junge Dame sah ihn erschrocken, aber mit glücklichen Augen an.

„Onkel, sieh doch, Herr von Osterwig!“

Ernst Fidus war aufgesprungen; es war Graf Gühlow und Regina von Rott, die eine kleine Reise von ihrer Garnison Königsberg nach Ruhrland unternahmen wollten. Ein Bruder des Grafen war in der Gegend von Petersburg begütert; ihn zu besuchen, war das Ziel der Reise.

Man fuhr nun gemeinsam weiter. Rina und Graf hatten bald den alten kameradschaftlichen Ton wiedergefunden.

Rina sprach etwas mehr als sonst wohl, war etwas forciert lebhaft, aber sie hielt seinen warmen Blick aus und kam auf die alte Zeit in Waddam nur ganz flüchtig zurück.

Der Graf, der jetzt ein Koeps erhalten hatte, trug sich mit dem Gedanken, den Abschied zu nehmen. Die Gräfin wollte viel zu den Töchtern, die in Halberstadt und in Straßburg im Elsaß in Garnison standen. Ella hatte die traditionellen zwei Offiziersstöcher, wie Rina sagte, Erna war kinderlos. Die Kleinen machten die Freude der Großeltern aus, weilten auch öfters in Königsberg bei ihnen. In dieser Stadt war auch Regina der Schwester des einst so Heißgeliebten, Jella, begegnet und hatte von deren Verlobung vernommen. „Nun bin ich noch als alte Jungfer übrig“, sagte sie lächelnd, „von all den Freundinnen aus der Jugendzeit, und das ist ja auch ganz gut, nicht wahr, lieber Freund? Denn eine Tante zum Ausbleiben, zum Kindervergehen, zum Pflegen und zum Beistand in der Not, muß doch in jeder Familie existieren!“

„Und ich bin der Penkantonkel dazu!“ sagte er scherzend.

„Na“, meinte der Graf, der eben aus einem kleinen Schlummer erwachte, „daß ihr euch nur nicht betriegt und schließlich noch Hand in Hand Untel und Tante, aber auf anderer Grundlage, werdet!“

Rina erzählte und schwieg, und Ernst Fidus fühlte, daß er jetzt unbedingt etwas sagen mußte, aber die Kehle war ihm wie zugeschnitten. Die Unterhaltung ward laimer und laimer. Endlich schloß Anna scheinbar fest ein. In Wirklichkeit aber zog sie nur den Schleier so fest über das schmale, blaße Gesicht, weil sie mit sich allein sein mußte . . . denn das Entsetzen, das sie nun alle die Jahre schon geübt, war jetzt, im Angesicht des Geliebten, doch viel schwerer, wie sie es sich jemals gedacht hatte.

Noch wenige Stunden, dann verließ der Graf mit seiner Nichte das Abteil und fuhr von einer Zweigstation aus weiter nach dem Gute des Brubers.

Ernst Fidus war nun allein und konnte sich nicht verhehlen, daß er diesem edlen und tüchtigen Mädchen, das ihm in schweren Zeiten immer ein Engel des Trostes gewesen war, eben ein bitteres Leid zugefügt hatte. Aber . . . wie er sich auch Vorwürfe darüber machen wollte, er konnte es nicht, denn in seinem Herzen stand ja fest und unverlöschlich das Bild jenes silberblonden Kindes, mit dem Birtenlaubstranz im Haar, das ihn nie verließ — das Bild seiner Anne!

Und dann raffte der Zug in St. Petersburg ein, und die große, fremde Stadt, das lebhafteste Getriebe einer ganz anderen Welt nahm ihn auf und enttrudelte ihn für eine Zeitlang allem, was ihm bisher wert und teuer gewesen war.

Der Militärbevollmächtigte des Deutschen Reiches und von Preußen hatte ihn mit einer Troika abholen lassen; er wurde sofort in ein prächtiges Hotel am Newski-Prospekt gebracht, dort empfangen von Huissiers und Lakaien, und ein Schreiber, Herr Wallwart, stellte sich zu seiner Verfügung.

Es war vormittags, als er in der nordischen Kaiserstadt anlangte, und er machte sofort Toilette, um seine Meldungen zu erledigen. Ueberall wurde er mit Zuversicht empfangen. Er konnte sich schon im Laufe der nächsten Woche seiner Mission entledigen und machte nun die Geliebte wahrnehmend, seine Freunde über seinen Aufenthalt, den außer Frau Schlie niemand ahnte, ungefähr zu orientieren, was ihm der Bevollmächtigte gestattet hatte. Aber da seine Zeit sehr in Anspruch genommen wurde und immer neue, schwierigeren Aufträge von Berlin kamen, konnte er kaum zu sich selber kommen.

Erst jetzt fand Ernst Fidus, wie groß sein Talent zur diplomatischen Karriere war, und er freute sich, daß seine Vorgesetzten dies in ihm erkannt und ihn an rechter Stelle verwendet hatten.

Das Osterfest nach unserem Stil war vorüber; er hatte Karten und Briefe von Schlie, Anne, Karl und Udo von Bessie erhalten; der eigenen Mutter konnte er seinen Aufenthalt nicht bekanntgeben, denn die gute Generalin hätte nicht dicht gehalten wie Frau von Hochwert. Sie war viel zu durchdrungen von den phänomenalen Fähigkeiten ihres Sohnes, um darüber zu schweigen; sein Licht hätte über den ganzen, kleinen Hohengrater Hof hinwegleuchten müssen.

Aber durch den Großen Generalstab erhielt sie seine Briefe, ohne Ortsangabe und Datum, ohne Kennzeichnung seiner Mission oder seiner Lebensnisse, nur daß er Gühlow auf einer kleinen Station getroffen und auch Rina getroffen habe, teilte er der Oberhofmeisterin mit.

Rina Rott! Mein Gott, wie lange war das her, daß sie sich Hoffnungen gemacht hatte, ihr Stolz, ihr einziger Sohn, könne diese Millionärin heimführen! Welches Glück wäre das für ihn und die Familie gewesen! Daß Jella Bessie heiraten wollte, war ja ganz gut und schön, aber Frau von Osterwig hatte ja immer mit Ernst Fidus, dem Leuten seines Stammes, geredet und auf ihn gebaut, daß er im Scheine von Gold und Edelstein das alte Geschlecht fortsetzen und zu Ehren bringen würde.

Daß er jetzt in diplomatischer Sendung in der Ferne weilte, war ja aber ein Zeichen, daß er doch noch ganz andere Ansprüche machen könnte wie an das Freiäulein Regina von Rott!

So dachte, so träumte die Mutter und schüttelte ihr übervolles Herz Sidonie Brümmer aus, die zum Osterbesuch nach Schloß Hohengrater gekommen war. Frau von Rott sah auch mit am Teisch der Oberhofmeisterin und dachte andere Gedanken, ganz andere, wie Mama Osterwig.

Der Sommer kam, der Sommer rüstete zum Scheiden, und noch immer wurde Ernst Fidus in der russischen Kaiserstadt festgehalten. Längst war er am Zarenhofe vorgestellt, längst kannte er die ganze erste Gesellschaft von St. Petersburg, längst hatte er Ausflüge in die reizvolle Umgebung, nach Kronstadt, nach Peterhof, nach Zarstojke Eselo gemacht. Eine kleine Fahrt an Bord der Zarenjacht als Attache bei einer wichtigen politischen Aktion hatte ihn in die skandinavischen Gewässer und Schären geführt, kurz, aus Ernst Fidus von Osterwig, der über die Mauern von Waddam so viele Jahre nicht hinausgekommen war, hatte sich ein Slobotrotter par excellence entwickelt.

Dabei verlor er die Wichtigkeit seiner Aufträge nie aus den Augen, und die Herren der Botschaft sahen mit größtem Wohlwollen auf ihren jüngsten Attache.

Es herbstete stark. Der Hof war nach dem Winterpalast übergesiedelt, und es war ein großes Hoffest nach dem anderen angelegt.

Die trüben, kalten Tage wurden kurz und kürzer, aber die feenhaft erleuchteten Nächte der Paläste ließen die Täuschung einer ewigen Helle leicht aufkommen.

Ernst Fidus hatte eben einen wichtigen Bericht nach Berlin geschrieben und sah nun nach nachdenkend an seinem Schreibtisch, als sein Diener einen Hofbedienten der Zarin meldete.

Von Osterwig empfing ihn, und der Mann brachte eine mündliche Einladung zu dem heute abend neun Uhr stattfindenden Hofkonzert.

Er hatte eigentlich sehr viel zu tun und wäre lieber fortgeblieben, aber die hohe Frau ließ in so gnädiger Weise bitten, statt einfach zu befehlen, daß er sich einschließen mußte, zuzusagen.

Eine sonderbare Unruhe hatte ihn erfaßt; er brachte sein Schreiben auf die deutsche Botschaft, mußte mit Sr. Erzellenz frühstücken, fuhr nach Hause und fand hier einen jungen Grafen Meloffsky, seiner wartend, der ihn zu einem Diner abzuholen kam.

Des Grafen erste Frage war: „Sagen Sie, Herr von Osterwig, sind Sie heute zum Konzert der Zarin befohlen?“

Ernst Fidus bejahte und setzte hinzu, daß es hoffentlich gute Musik sein würde, die man zu hören beäme.

Graf Meloffsky lachte. „Das ist außer Frage,“ sagte er. „Aber wir bekommen, wie der Hofmarschall mit im geheimen sagte, einen wahren Wandervogel von einer deutschen Sängerin zu hören, dergleichen ganz St. Petersburg seit der Sonntag seltsamen Angebens, von der unsere Großväter schwärmten, noch nie zu hören bekommen hat; sie soll eine Stimme haben, wie eine — nun, Nachtigall ist abgedroschen, comment out-on, wie eine Weiserin, glaube ich, obgleich ich dieses Andelweins noch nicht gehört habe und auch laut naturwissenschaftlicher Kenntnisse annehmen muß, daß Meerfisch doch Verwahrte von Fischen und somit rechtlichere Stamm sein müht!“

Ernst Fidus war nicht bei der Sache. Singen war noch immer für

ihn die Seligkeit, die sein Herz schlagen machte; noch immer kam die alte Sehnsucht wieder, die ihn den Traum des einmal träumen ließ, der seines Jugendlebens Inhalt gewesen war.

Meloffsky plapperte weiter; er sprach von den schönen Augen der neuen Sängerin. „Und ein Haar soll sie haben wie Birtenrinde, so silbrig und zart!“

Osterwig erbeute.

„Und wie heißt dieses neue Wunder?“ fragte er mit einer seltsam tauben Stimme. „Woher kommt sie?“

„Es ist, glaube ich, eine geborene Deutsche; aber sie kommt aus Italien. Oder war's eine Engländerin? Ich weiß es eben nicht genau; nur daß sie wunderhör ist und die Stimme der Lucca haben soll!“

Sie fuhr zu dem Diner der Fürstin Woiski, und auch hier schwärzte das Lob der neuen Künstlerin durch die Salons, und alles war gespannt, sie zu hören. Den Namen wußte keiner.

Die feenhaften Räume des Winterpalastes von St. Petersburg saßen heute kaum die Menge der Geladenen, die zur großen Soiree befohlen waren. Man hatte über 1000 Einladungen verschickt, wozu nun noch der zahlreiche Hofstaat der Majestäten und der vielen Großfürsten und Großfürstinnen hinzu kam.

Die Dienerschaft bot die erlesensten Erfrischungen, Eis in frischen Melonen, köstliche Ananasbeeren auf grünen Blättern und Bananen mit dem feinen Aroma eines echten Champagners gestoben. Die Weine wurden nicht gesperrt, und wenn der echte Russe auch des stärkeren Alkohols für jeglichem Geschmack Rechnung getragen.

Endlich erschienen die hohen Gastgeber.

Alles verneigte sich bis zur Erde; mit der lebhaftesten Mimit der Russen, die sich hier fast den Franzosen gleich benahmen, hing sich Meloffsky an Osterwig.

Man schritt in langsamem Zuge hinter den Majestäten in den Konzertsaal.

Ernst Fidus wurde vom Hofmarschall in die Nähe der Zarin befohlen, die ihn zu sprechen wünschte, da sie ihm einen Auftrag zu geben habe. Doch gerade als er mit tiefer Verbeugung vor der hohen Frau stand, wurde das Zeichen zum Beginn des Konzertes gegeben, und das Orchester setzte mit Beethovens Adagio aus der „Appassionata“ ein.

Und als es vertraut war, da führte der Musikdirektor eine schlanke, weiße Gestalt auf das Podium zum Flügel, und vor dem Flügel nahm eine Dame Platz, zart und schön, mit blondem Haar, in einem einfachen, aber kostbaren silbergrauen Seidenkleide, im Haar, das leicht ergraut, zartgeleitet den feinen Kopf umgab, nichts als einen kleinen, wunderwollen frischen Weichenstrauß! — Und die Sängerin?

Das weiße Gewand floß in weichen Falten von der herrlichen Gestalt herab, silberblondes, langes, seidenweiches Haar hing über Schultern und Hüften lose bis zum Gürtel herab, und auf diesem schlichten Gelock saß ein Kranz — ein grüner, zarter Kranz von frischem Birtenlaub. Ernst Fidus aber träumte den Traum weiter, der diesen Vormittag seine Sinne umfungen hatte. Er sah sich als frisch verheirateten Primaner, auf dem frühlingstünnen Rasen des Wolfsegger Forstes, seinen Vater und die Herren des Meieritzer Regiments auf dem Krümperweg — und zwei weißgekleidete Kinder traten aus dem Tann und boten in den kleinen Händen den laubbetränzten Rheinweinbecher!

Und er hörte die süße Kinderstimme von einst das holde Lied singen:

„Auf dem Hügel sit' ich spähend, Wo ich dich, Geliebter, fand.“

Und nun — nun war der Traum Wirklichkeit geworden. Das Kind von damals stand da auf dem Podium des herrlichsten aller Kaiserpaläste, und die kleine, weiche Stimme war zum machtvollen Glockenton geworden, der wieder an alle Herzen der Großen dieser Erde schlug:

„Und Tränen sind all mein Gewinnen.“

Und aus den Augen der schönen Kaiserin aller Reichen tropften sie hernieder; es mochten wohl vor ihrem inneren Auge ein kleines, deutsches Städchen erleben, an der Bergstraße, die Villa Judentein, der Bruder, die vielgeliebten Schwestern; und aus ihren Tränen wurden Diamanten — Steine, die man ihr gegeben in fremden Lande für das verlassenste liebe Heimatland in Hessegau, das sie so sehr vermehrte.

Ernst Fidus aber hatte die Kehle des goldenen Sessels der hohen Frau mit der Rechten umkrampft, und seine Hände gingen gedanklos an der weißen Gestalt auf der Bühne. . . . „Anne, meine Anne!“

Hatte er's gesehen, hatte er's geseht? Er wachte es nicht, aber plötzlich tanzen alle diese Reichen in den reichen Trachten vor seinen Augen wie menselose Schemen, und er hatte das Gefühl: Nun zu ihr, zu ihr!

Dann aber hielt ihn Meloffsky plötzlich am Arme fest.

„Nun, habe ich zu viel gesagt von dieser Meerfee?“ fragte er, und dann Ernst Fidus näher anblickend, sagte er ernst:

„Über Mensch, wie sehen Sie aus? Ist Ihnen ein Geist begegnet?“

Osterwig lächelte abwesend.

„Ja, mein Lieber, der Geist meiner Jugend!“

Als das Konzert vorüber war, sah Osterwig Frau von Hochwert im Saale, sah Anne vor der schönen, jungen, blaffen Kaiserin.

Dann aber war sie einen Augenblick allein, und er eilte auf sie zu; die Rosen und Gardenien der Büsche im Wintergarten dufteten, bräutliche Orangenblüten fielen wie weiße Tropfen auf das silberblonde Haar des deutschen Mädchens aus dem Walde — und Ernst Fidus hielt sie an den Händen und „ah ihr tief in die großen, süßen Märdenaugen.“

„Anne, hast du mich noch lieb?“ fragte er leise.

Da barg sie das Köpfchen mit all der köstlichen silberblonden Haarpracht an seiner Brust.

„Ja, Ernst Fidus, von Herzen!“

Und Frau Schlie kam und küßte die beiden, die ihr die liebsten waren auf Erden.

(Ende.)

Unerwarteter Erfolg.

Aus seinen Lebenserfahrungen erzählt der „Lebendige“ Sir Thomas Lipton eine nachdenkliche Geschichte. „Als ich mein Geschäft anfang“, so plaudert er, „da war ich blutarm und brauchte jeden Pfennig, den ich verdiente, um mein kleines Geschäft auszuweiden. Als einzige Hilfe hatte ich einen jungen 14jährigen Burschen. Eines Montags Morgens kommt der Junge ganz betäubt ins Geschäft und macht so traurige Augen, daß ich ihn frage, was denn los sei. „Ach,“ sagt er schluchzend, „ich habe keinen Anzug, in dem ich in die Kirche gehen könnte, Sir. Mein alter ist schon zu schlecht, und einen neuen kann ich mir nicht kaufen, weil mein Vater tot ist und ich mit meinem Gehalt der Mutter helfen muß, die Miete zu bezahlen.“ Die Sache ging mir durch den Kopf; ich dachte hin und her, und endlich brachte ich mühsam so viel von meinem schwer verdienten Geld zusammen, um dem Jungen einen guten, warmen Anzug zu kaufen. Glücklich strahlend zog er abends ab. Aber am nächsten Tage kam er nicht wieder, und den nächsten auch nicht. Ich wartete noch einen Tag, und als ich auch da noch nichts von ihm hörte, ging ich nach Geschäftsschluß in meine Wohnung, um zu hören, was denn geschehen sei. Ich traf nur die Mutter an, eine würdig aussehende Matrone. „Ja, sehen Sie, lieber Herr,“ sagte die Mutter auf meine Frage nach dem Jungen, „Robert steht jetzt in meinem neuen Anzug, dank Ihrer Güte, so anständig aus, daß wir dachten, er sollte lieber mal ein bißchen durch die Stadt gehen und zusehen, ob er nicht eine besser bezahlte Stellung finden könnte.“

Selbstverschuldet.

Er war furchtbar zugerichtet. Den Arm trug er in einer Schlinge und hinten gesteckt. Ein Arm war blau und stark geschwollen und die Nase ganz außer Form. So trat er in das Bureau der Unfallversicherung, ein Bild des Jammers. „Nun, Mr. Davids,“ fragte der höfliche Beamte, „was wünschen Sie?“ „Ich bin eine furchtbar hohe Treppe runtergefallen und dabei so schwer verletzt worden, daß ich für lange nicht arbeiten kann,“ antwortete er. „Ich denke, 250 Mark Schadenersatz ist wohl nicht zu viel.“ „Um“, meinte der Beamte der Versicherungsgesellschaft, den Fall ältig erwägend. „Ich habe der Sache schon nachgeforscht, bevor Sie mich bejahten, und da muß ich sagen, es hat kein Anlaß vor, junger Mann an einen Unglücksfall zu glauben. Sie wußten, daß der Vater der jungen Dame zu der fraglichen Zeit gerade zu Hause war, und haben die Unannehmlichkeit selbst verschuldet . . .“

Ein unliebbarer Tischnachbar.

Ein unbekanntes Wort Kochforts wird in einer italienischen Zeitschrift erzählt. Der große Banquetist war einmal zu einem Bankett eingeladen, und bevor man sich niederlegte, verzeiwerte er sich über seinen Platz und seinen Tischnachbar. Plötzlich jedoch kugte er, runzelte die Brauen und wandte sich dann an einen der Festordner, indem er sagte: „Geben Sie mir doch, bitte, einen anderen Platz. Ich habe da zum Nachbar eine Persönlichkeit bekommen, mit der mir die Unterhaltung etwas schwer werden würde.“ — „Warum?“ — „Der Herr hat mich einmal zum Kochfort eingeladen.“ — „Nun, beziehe sich Kochfort auf einen angenehmeren Tischgenossen zu geben.“

— Kochfort blühte. Bei den Sonnenstrahlen ist das Charakteristische, daß hat des Zeigens sich die Sonne selbst bringt.